

„Ihr seid Kirche“

Erwartungen der Kirche an die Jugend

Einige Elemente aus dem Vortrag von Bischof Dr. Franz-Josef Bode auf der Tagung „RU 21 – Herausforderungen und Chancen für den Religionsunterricht“ vom 23. bis 25. April 2009 in der Evangelischen Akademie Bad Boll

„Die Jugend hat der Kirche und die Kirche hat der Jugend viel zu sagen.“ Dieses Wort von Papst Johannes Paul II. spricht in aller Dichte und Einfachheit aus, dass die Suche nach dem Kennenlernen Jesu Christi, dem Leben im Heiligen Geist nicht nur von der Weitergabe eines fest definierten tradierten Glaubensgutes lebt, dass es dabei nicht nur Lehrende und Lernende gibt, sondern es um Glaubenskommunikation, um ein gegenseitiges, dialogisches Lernen geht, und das wiederum im gemeinsamen Hören auf Gott, der sich in Jesus Christus gezeigt hat und in seinem Geist unter uns gegenwärtig bleibt – in Lehrenden wie Lernenden.

Religionsunterricht ist sicher auch Wissensvermittlung und Weitergabe von Erfahrungen. Aber nie ohne das Hören auf diejenigen, in denen – auch wenn sie noch so weit weg erscheinen – der Geist Gottes nach unserem Glauben immer schon wirksam ist. Das bedeutet, nicht nur in der ‚Sorgenkind-Perspektive‘ auf die jungen Leute zu schauen, sondern in dem Zutrauen, dass junge Menschen die Baumeisterinnen und Baumeister einer neuen Zukunft sind einer neuen „Zivilisation der Liebe“, wie es Papst Johannes Paul ausgedrückt hat.

So ist es gut und richtig, zunächst zu hören und den Blick darauf zu richten, was jungen Menschen im Leben wichtig und heilig ist, welche Erwartungen die Jugend an die Kirche hat. Dabei wissen wir alle darum,

- dass es die Jugend nicht gibt
- dass sich die Lebenswelten junger Menschen immer weiter ausdifferenzieren
- dass sich die Lebensphase Jugend ausweitet, sie bewegt sich altersmäßig zwischen 12 und 30 Jahren
- dass es darum ungleichzeitige Entwicklungen gibt
- dass die Zukunftsaussichten junger Menschen nicht klar vorgezeichnet sind
- dass die Leistungsanforderungen steigen und die Freiräume zur eigenen uneigennützigem Entfaltung geringer werden

Eine Menge von Umfragen und Studien sind in den letzten Jahren herausgekommen, die uns über verschiedene Milieus, über religiöse Tendenzen und Sehnsüchte und über Lebenswelten und Gewohnheiten junger Leute unterrichten.

Ich selbst habe vor zwei Jahren eine eigene, anders geartete interessante Erfahrung gemacht und einen Brief an junge Leute zwischen 16 und 25 Jahren geschrieben mit der Fragestellung: „Mensch, wie lebst du?“

und habe dabei nach ihren alltäglichen Erfahrungen, ihren Lebensumständen, ihren Sorgen und Freuden, ihren Hoffnungen und Ängsten gefragt

gemäß GS 1 „Es gibt nichts wahrhaft Menschliches, das nicht in den Herzen der Christen seinen Widerhall fände.“

Über 600 zumeist handgeschriebene Briefe habe ich zurückbekommen, bei vielen mit der Erwartung einer eigenen Antwort. Und es gab dann ein Treffen mit 400 der jungen Briefschreiber zum WJT. Dort sind die Grundfragen in Gruppen und im Plenum erörtert worden.

Mit der Fragestellung „Wie lebst du?“ habe ich mehr über Glaube und Religion erfahren, als wenn ich direkt nach dem Glauben gefragt hätte. Das zeigt auch, dass junge Menschen nach wie vor ansprechbar sind und von sich erzählen, wenn sie denn ernsthaft gefragt werden. Auch, wenn die Jugendlichen, die mir geantwortet haben, nur einen kleinen Ausschnitt aller Jugendlicher repräsentieren und auch, wenn wohl zurecht unterstellt werden kann, dass die Jugendlichen, die der Kirche fernstehen, von dem Brief und seiner Fragestellung gar keine Kenntnis hatten und vielleicht auch nicht geantwortet hätten.

Die Antworten der Jugendlichen sind symptomatisch und sie geben uns Hinweise:

Aus der Auswertung der Briefe

Eine intakte Familie steht für Geborgenheit und Schutz, sie gibt Orientierung. In einer Familie, in der die Kommunikation zwischen Eltern und Kindern nicht funktioniert, empfinden Jugendliche Versagens- und Verlustängste, sie sind orientierungslos. Deutlich wird eine große Sehnsucht nach Halt und Orientierung in der Familie. Auch in höherem Alter (17-21 Jahre) fühlen sich Jugendliche aus intakten Familien den Anforderungen der Welt besser gewachsen, sie haben ein größeres Vertrauen auf Gott und darauf, „es zu schaffen“.

Der Freundeskreis spielt eine große Rolle. „Sich sicher und gut fühlen“. Es geht darum, dazu zugehören, sich auszutauschen und auch hier um Halt und Geborgenheit. Wenn in der Familie Krankheit oder Arbeitslosigkeit eine Rolle spielen, tritt der Kontakt zu Freunden in den Hintergrund. Als Gründe werden mangelnde Zeit und Geld benannt, wahrscheinlich kommt auch eine gewisse Scham dazu.

Insgesamt ist diese Generation geprägt von der Angst, den Erwartungen der Erwachsenen nicht gerecht zu werden, einen schlechten oder gar keinen Schulabschluss und damit keine gute Ausbildung machen zu können und als Folge dann auch keinen Status in der Gesellschaft zu bekommen. „Was muss ich alles leisten, um meinen Platz in der Gesellschaft zu finden, nicht unterzugehen, meine Existenz zu sichern?“ Diese Frage treibt die Generation der 12-25 Jährigen um.

Der Alltag ist denn auch geprägt von Schule, lernen und Terminen, die das Lernen fördern sollen. Für ungeplante Zeit zum nachdenken und einfach so sein, aber auch für Hobbys und Jugendarbeit bleibt kaum noch Zeit und Energie.

Schule wird aber nicht nur negativ erlebt sondern auch als Halt insbesondere dann, wenn sie in der Lage ist, familiäre Defizite auszugleichen. Das Thema hier ist die Bewältigung von schwierigen Lebenssituationen wie Arbeitslosigkeit und Krankheit der Eltern sowie das Gefühl, ausgeschlossen zu sein aus jeder Form von Gemeinschaft.

Kirche wird gewünscht als Ort der Gemeinschaft und oft erlebt als unglaublich, weil Erwachsene anders leben als sie es selbst predigen. Glaubwürdigkeit spielt hier eine große Rolle. Jugendliche erleben auch in Kirche viel zu oft, dass kein Platz für sie und ihre Ideen ist, dass reibungslose Abläufe von Gottesdiensten wichtiger sind als Lebendigkeit und Echtheit. Hier werden Diskrepanz und Sprachlosigkeit/gegenseitiges Unverständnis zwischen Erwachsenen und Jugendlichen am deutlichsten. Und dennoch ist es keine grundlegende Ablehnung der Erwachsenenwelt sondern der Wunsch nach Gesprächspartnern über Themen, Glaube, Probleme und Sorgen. Deutlich wird der Wunsch geäußert, Liturgie und Texte erklärt zu bekommen, sie verstehen zu wollen. Der Wunsch danach, nicht nur zu erleben sondern auch zu verstehen ist damit ausgesprochen. Hier müssen wir Vermittlung von Glaubenswissen ganz neu denken, weil offensichtlich die Sozialisation in Familie, Kirche und Schule dieses Wissen nicht mehr ausreichend vermittelt. Die Frage nach Gott: „wer ist das eigentlich, warum lässt er alles zu, auch das Schlechte“ wird immer wieder gestellt. Es werden direkte Parallelen zwischen dem eigenen Leben und Gottes Wirken gezogen bis hin zu der Frage, ob man selbst eigentlich vor Gott bestehen kann. Gleichzeitig werden positive Erfahrungen mit kirchlicher Jugendarbeit auch auf das Gottesbild bezogen: Gott als Freund. Daraus resultiert das Gefühl des angenommen seins. Kirche soll aktiv werden, wenn es um die Bekämpfung von Armut und Ungerechtigkeit in Deutschland und in anderen Ländern geht.

Die Moralvorstellungen der Kirche reizen mit zunehmendem Alter zu Widerspruch: Priesteramt der Frauen, Homosexualität und Ehescheidung. Jugendliche wünschen sich Wertevermittlung zwischen Kirche und Gesellschaft, keine Ausgrenzung von anderen Lebensentwürfen. Immer wieder wird gefragt: wer bist du, wofür stehst du?

Fazit:

Junge Menschen wünschen sich eine Art Brücke zwischen dem erleben im direkten sozialen Umfeld und den Inhalten, die sie von der Kirche vermittelt bekommen. Es fällt ihnen schwer daran zu glauben, dass sie mehr sind als ihre Arbeit und ihre Leistung. Sie stehen durchgehend unter Leistungsdruck und bekommen diesen in ihrem gesamten sozialen Umfeld (auch durch Kirche) vermittelt. Junge Menschen suchen Halt im Glauben. Sie suchen nach Orientierung, Rat und Beratung durch Erwachsene, im Religionsunterricht und in der Jugendarbeit.

„Geben Sie jungen Menschen die Chance, langsam Christ zu werden“ schreibt eine 19jährige Schülerin.

Das zeigt, dass es nicht um gegenseitige ‚Vorwürfe‘ zwischen ‚Kirche‘ und ‚der Jugend‘ gehen kann, sondern um die Bemühung gehen muss, elementar, existenziell, lebensrelevant (Was bringt mir das?), überzeugt und überzeugend, echt und authentisch auf der gemeinsamen Suche nach dem personalen Gott der Christen zu bleiben. Dazu gehört freilich die Überzeugung, dass unsere christliche Botschaft, dass das Vertrauen auf Gott und die Inhalte der Botschaft Jesu wirklich relevant sind für die Grund-Suche der (jungen) Menschen nach Selbstfähigkeit, Beziehungsfähigkeit, Zukunftsfähigkeit, Sinn/Gottfähigkeit.

Anknüpfend das (Kinder-)Geburtstagslied „Wie schön, dass du geboren bist, wir hätten dich sonst sehr vermisst“ habe ich schon früher einmal gefragt: Was vermissten wir denn, wenn Christus nicht geboren wäre – auch in Antwort auf die Frage „Was bringt mir das?“ oder als Entgegnung auf die Aussage „Ich glaub nix, mir fehlt nix“? Und ich habe auf sieben Punkte hingewiesen, die mir für die Antwort auf die Suche heutiger Menschen wichtig erscheinen und die auch für die Begründung unseres Tuns in den kirchlichen Schulen entscheidend sind:

Wenn Christus nicht geboren wäre, fehlte mir eine Freiheit und Gelassenheit, die eben nicht dauernd darum ringen muss, nur sich selbst zu leben, weil es einen Größeren gibt, weil es im Leben ein Mehr als alles gibt, das ich nicht machen und kaufen kann und muss.

Mir fehlte die Möglichkeit, auch schwach sein zu dürfen, das heißt Fehler, Dunkelheiten, Enttäuschungen, ja sogar Schuld und Sünde sind von Gott umfassen und aufgenommen. Dadurch sind gerade die Schwachen nicht ausgeklammert, weil Gott eine Schwäche für die Schwachen hat.

Mir fehlte eine Hoffnung auf Zukunft, die über den Tod hinaus geht und mich nicht zwingt, nur im Gestern zu leben, das Heute nur auszukosten („Lasst uns fressen und saufen, denn morgen sind wir tot!“; vgl. 1 Kor 15,32), in eine Illusion des Morgen zu flüchten, überhaupt durch Ekstase oder Drogen aus der Wirklichkeit zu flüchten oder umgekehrt in Resignation oder Depression zu verfallen.

Mir fehlten die menschlich-konkreten sakramentalen Weisen der Zuwendung in Zeichen und Riten, die unser Leben deuten und eine nebulöse, allgemeine, gleichgültige, beliebige Religiosität in einen konkreten, lebendigen, personal vermittelten Glauben verwandeln.

Mir fehlte ein Halt und ein Maßstab, ein personaler Maßstab in den vielen offenen ethischen und moralischen Fragen. Gerade in einer Zeit, die dem Menschen unendliche Möglichkeiten in die Hand gibt oder ihn in seiner verzweifelten Suche nach Zukunft und Sinn immer gewaltbereiter macht.

Ich vermisste eine Gemeinschaft, die nicht nur aus der Summe von ICHen besteht, sondern ein wirkliches WIR bildet, in der die einzelne Person und die Gemeinschaft, Einheit und Verschiedenheit, Einfalt und Vielfalt gleichermaßen zu ihrem Recht kommen, so wie in Gott Einheit und Vielheit gleichursprünglich sind und der Geist Gottes zugleich der Garant der Einheit und der Vielfalt ist.

Und ich vermisste eine konkrete kirchliche Gestalt des Glaubens – auch mit einer Institution, die den Einzelnen entlastet, die mich in eine weltweite Gemeinschaft hineinnimmt und in den Atem der Geschichte vom Ursprung her. Bei allem Leiden an und mit der Kirche bleibt sie Sakrament des Heiles, das heißt vermittelt sie das Heil ganzheitlich leiblich-geistig und vom Ganzen her, das heißt bis an die Grenzen der Menschen weltweit und bis zu den Grenzerfahrungen der Menschen.

Das alles vermisste ich und das müssten Menschen vermissen, wenn wir nicht unsere Schulen, unsere Lernorte des Lebens von hierher motivierten. In Anlehnung an ein Wort von Richard Rohr können wir festhalten: Alle Wesensmerkmale des Christlichen haben ihren Ursprung in einer optimistischen Haltung zum Leben, zur menschlichen Natur und zur Geschichte, die ihnen zugrunde liegt. Ein wirklich christliches Bewusstsein sieht die Welt, in der es selbstverständlich sowohl Gutes wie auch Böses gibt, und konzentriert sich auf das Gute. Das Christentum sieht die Menschen und betont das Gute, das ihnen innewohnt, und ihre Fähigkeit zum noch Besseren. Es sieht die Höhen und Tiefen der Geschichte und beharrt darauf, dass der Fortschritt den Verfall überwiegt.

Ich könnte es zusammenfassen mit Paulus: „Christus ist das JA!“ (2 Kor 1).

Und ich könnte es ‚theologisch‘ zusammenfassen mit den trinitarischen Dimensionen, die sich durch alle Fächer ziehen:

- der Glaube an den ‚Gott-über-uns‘, der uns Vater und Mutter ist, der Welt und Mensch nicht auflöst in die eigene Mache und Habe des Menschen
- der Glaube an den ‚Gott-mit-uns‘, den Sohn, der selbst den Letzten und das Letzte noch umgreift durch die völlige Hingabe ins Menschliche von der Krippe bis zum Kreuz vom ‚Babyspeck bis zur Totenstarre‘

- der Glaube an den ‚Gott-in-uns, -zwischen-uns und -unter-uns‘, den Geist, der aus einer Masse eine Gemeinschaft macht von selbst- und wir-fähigen Personen, ja der sogar der ‚Gott-durch-uns‘ genannt werden kann, weil er Menschen befähigt, durch sie ‚zur Welt gebracht‘ zu werden.

Die Sehnsucht nach diesem Gott wachzuhalten, in welchem Fach auch immer, ist überlebens-notwendig für die Zukunft unserer jungen Leute und damit auch unserer Kirche und unserer Gesellschaft, diese Sehnsucht, die Exupéry in seinem berühmten Wort bildlich ausdrückt: „Wenn du ein Schiff bauen willst, so trommle nicht (nur) Leute zusammen, um Holz zu beschaffen, Werkzeuge vorzubereiten, Aufgaben zu vergeben und die Arbeit einzuteilen, sondern wecke in ihnen die Sehnsucht nach dem weiten, endlosen Meer.“ Schule kann natürlich ohne all das Genannte für den Schiffbau sicher nicht leben. Es gilt, praktische und theoretische Fertigkeiten beizubringen und Methoden anzuwenden. Doch Persönlichkeitsbildung steht vor der Ausbildung in Fähigkeiten und Methoden. Entscheidend bleibt das Wachhalten einer Sehnsucht nach dem weiten Meer (ich möchte es fast mit ‚h‘ als ‚Mehr‘ beschreiben), nach dem Sinn, nach dem Größeren, letztlich nach Gott, der uns aus der Zukunft entgegenkommt.

Ich bin sicher, dass dann die wenigen, bei denen unsere Bemühungen auf fruchtbaren Boden fallen, nicht nur wenige bleiben, weil sie dann selber von etwas überzeugt sind, was sie nicht nur lehren, sondern ‚über-zeugen‘ können! Die Anstrengungen aller, der Bischöfe, der Ordensgemeinschaften, der geistlichen Gemeinschaften, der Erziehenden und Lehrenden, der Eltern müssen darauf ausgerichtet bleiben, solche Schulen in der Buntheit unserer Schullandschaft zu erhalten und zukunftsfähig zu machen. Die derzeitige Situation erfordert ein Miteinander und eine Synergie all der Kräfte, denen junge Leute am Herzen liegen. Dabei bleibt entscheidend, was Paulus an anderer Stelle noch persönlicher als auf dem Areopag ausspricht: „Wir wollten euch nicht nur am Evangelium Gottes teilhaben lassen, sondern an unserem eigenen Leben, denn ihr wart uns sehr lieb geworden“ (1 Thess 1,8). – Letztlich hängt es vom Herzblut ab, das Menschen für andere Menschen einsetzen.